



Sabine Ursula Nover | Birgit Panke-Kochinke [Hrsg.]

Qualitative Pflegeforschung

Eigensinn, Morphologie und
Gegenstandsangemessenheit

Mit einem Vorwort von Sabine Bartholomeyczik



Nomos

Sabine Ursula Nover | Birgit Panke-Kochinke [Hrsg.]

Qualitative Pflegeforschung

Eigensinn, Morphologie und
Gegenstandsangemessenheit

Mit einem Vorwort von Sabine Bartholomeyczik



Nomos

© Bildnachweis Titel: romi49 – stock.adobe.com

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8487-6905-6 (Print)

ISBN 978-3-7489-2152-3 (ePDF)



Onlineversion
Nomos eLibrary

1. Auflage 2021

© Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2021. Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Vorwort

Sabine Bartholomeyczik

Wieder kann ich mich über ein Buch zur Pflegeforschung freuen und dazu noch so ein umfang- und facettenreiches. Ist doch trotz aller Weiterentwicklung die Pflegewissenschaft noch eine junge Wissenschaft, die mit einer traditionsreichen und seit Menschen Gedenken existierenden gesellschaftlichen Aufgabe verbunden ist, die seit vielen Jahrhunderten auch beruflich angegangen wird. Wissenschaftliche Bezüge existierten vermeintlich nur zur Medizin. Daher wurde vor etwa 30 Jahren noch die Existenzberechtigung einer Wissenschaft von der Pflege weitgehend heftig sowohl von Praktiker*innen der Pflege- und anderer Gesundheitsberufe als auch aus nahen Wissenschaftsbereichen in Frage gestellt. Glücklicherweise darf dies trotz nach wie vor anzutreffender Skepsis als vergangen angesehen werden.

Eigensinn, Morphologie und Gegenstandsangemessenheit als Untertitel dieses Buches zeichnen den Weg einer Methodologie, die von der Beschreibung ihrer Notwendigkeit über die ihres Aussehens und ihrer Innendarstellung zum Wichtigsten kommt, nämlich dem epistemologisch zu begründenden Ziel. Eine Forschungsmethode ist immer nur im Zusammenhang mit einem Erkenntnisinteresse bezogen auf ihren Forschungsgegenstand sinnvoll. Qualität und Angemessenheit einer Methode kann nicht unabhängig davon beurteilt werden. Das halte ich gerade im Hinblick auf die hochschulische Lehre für ungeheuer wichtig, denn häufig scheinen Eigensinn und Morphologie ausreichend gelehrt zu werden, während die Gegenstandsangemessenheit manchmal zu kurz kommt.

Ein Buch über qualitative Pflegeforschung herauszugeben, scheint mir prinzipiell ein unendliches Unterfangen. Wenn es um Pflegeforschung geht, dann ist eine Basis der Forschungsgegenstand, also die Pflege. Was so selbstverständlich klingt, ist es bei näherem Hinsehen leider nicht unbedingt. Theoretische Auseinandersetzungen darüber, was Pflege ist oder sein soll, füllen große Bücherregale und harren dennoch einer angemessenen Weiterentwicklung. Zu dieser Weiterentwicklung und zwar sowohl der theoretischen Grundlagen der Pflege als auch der Konsequenzen für die Pflegepraxis kann das vorliegende Buch Wichtiges beitragen.

In der empirischen Forschung, wo es um Gesellschaft, um unverwechselbare Individuen, um Menschen in ihrem Miteinander (oder Gegeneinander), wo es um therapeutische – das schließt die pflegerischen mit ein – Verhältnisse, um existentielle Erfahrungen geht, stoßen immer mindestens zwei unterschiedliche Welten aufeinander. Auch deswegen stellt empirische Forschung eine intellektuelle und praktische Herausforderung dar. Durch Forschen soll etwas ergründet werden, was vorhanden ist, es soll in einer anderen Weise sichtbar gemacht werden als wir es üblicherweise sehen. In der Regel soll das Vorhandene durch die Erforschung nicht verändert werden, auch wenn dies je nach Methode oft nicht verhindert werden kann oder gar beabsichtigt ist (vgl. z.B. Action Research). Oft jedoch sollen Forschungsergebnisse Grundlagen für nachfolgende Veränderungen sein. Das „Praxisparadigma“, gerade das der Pflege, ist geleitet durch Versuche Probleme oft im Moment ihres Auftauchens zu lösen, durch Eintauchen in individuelle Situationen, durch Zeitdruck und -management und vieles mehr. Forschen jedoch ist geleitet von Paradigmen, nach denen versucht wird, Muster, Gründe oder einen Sinnzusammenhang für das zu suchen, was hinter den Versuchen zur Problemlösung steht und typisch ist oder verallgemeinert werden kann, was sie beeinflusst, warum sie so sind, wie sie sind. Verstehen und Erklären sind hier beispielhafte Stichworte. Schließlich gehört zum Anspruch an den Habitus der Forschenden noch, einen immanenten Widerspruch zu leben: Einerseits wird dieser geleitet von der Suche nach „haltbaren wissenschaftlichen Belegen“, andererseits von dem Bewusstsein, dass Forschungsergebnisse nicht einfach hingenommen werden können, dass sie kritisch zu hinterfragen sind und ihre Gültigkeit nicht nur zeitlich begrenzt ist. Jedenfalls müssen im Handeln in der Pflegepraxis andere Paradigmen vorherrschen als im Handeln in der Pflegeforschung. Und nicht immer lassen sich diese einfach verbinden.

Der wichtigste Anspruch dieses Buchs bezieht sich auf Begründungen und Inhalte von Forschungsprozessen und wie deren Umsetzung mit einem bestimmten Methodenansatz, dem qualitativen, am besten gelingt. Dass dies nicht EIN Methodenansatz ist, zeigt das Buch. Es zeigt aber auch – wie oben schon angesprochen –, dass Forschungsmethoden willkürlich sind, wenn sie nicht auf einem bestimmten Erkenntnisinteresse und der dafür angemessenen Methodologie beruhen. Die Idee, dass es Forschung ohne Erkenntnisinteresse geben sollte, halte ich für absurd, auch wenn die tatsächlichen Erkenntnisse aus manchen Forschungsprojekten andere als die erhofften sind. Jedenfalls sprechen erfasste Forschungsdaten, unter denen ich jegliche Informationen im Forschungsprozess verstehe, nicht einfach für sich, sondern benötigen zu ihrem Verständnis die Kenntnis des Hintergrunds, aus dem sie stammen. Jegliche Art von Information in

einem Forschungsprozess bedarf der Interpretation, der kenntnisgeleiteten Deutung. Das gilt für Informationen aus z.B. qualitativen Interviews ebenso wie aus Zahlen, die mit standardisierten Interviews gewonnen wurden. Und dazu bedarf es theoretischer Grundlagen, Vorannahmen, Interessen, einer Methodologie etc. Eng verbunden ist dies mit der notwendigen Verknüpfung der Paradigmen aus der Forschung einerseits mit denen aus der Praxis andererseits.

Qualitative Methoden waren zumindest in der deutschsprachigen Region seit Pflegeforschungsprojekte bekannt wurden, immer sehr beliebt. Teilweise lag das sicher an einem Missverständnis über qualitative Methoden, die gerade für Qualifikationsarbeiten – und diese stellten anfangs einen großen Teil der Pflegeforschung dar – relativ einfach und leicht verständlich erschienen. Einige qualitative Interviews, eine Auswertung anhand von Themen, die vorher bereits klar waren, das sollte doch in dem relativ engen Rahmen von Studienprojekten oder für Abschlussarbeiten schnell zu bewerkstelligen sein – so die völlig falsche Annahme. Die Anwendung von Software zur Auswertung transkribierter Interviews schien alles noch zu vereinfachen. Ein Blick in das vorliegende Buch überzeugt schnell davon, dass diese Vorstellung von qualitativer Pflegeforschung einem Missbrauch des Begriffs gleichkommt. Außerdem ist es mit Software wie mit anderen technischen Hilfsmitteln: denken müssen die Nutzer*innen, denn Computer denken nicht, sie können nur das, was mehr oder weniger gut denkende Menschen in sie hineinprogrammiert haben – trotz des schönen Begriffs der Künstlichen Intelligenz.

Sieht man sich manche Bücher zur Pflegeforschung oder -wissenschaft an oder manche Curricula von Pflegestudiengängen, so entsteht der Eindruck, dass es zwei forschungsmethodische Ansätze gibt: den qualitativen und den quantitativen. Etwas näher betrachtet bekommt man dann noch den Eindruck, die beiden Forschungsrichtungen kämpften um die Vorherrschaft in der relativ neuen Pflegewissenschaft, was angesichts der notwendigen Gegenstandsangemessenheit ziemlich dumm ist. Beide Richtungen sind zum einen sehr vielfältig, entwickeln sich weiter und schauen glücklicherweise zunehmend über ihren eigenen Tellerrand. Natürlich hat jeder methodologische Ansatz seine Stärken, aber genauso auch seine Schwächen und Begrenztheit. Gerade deswegen sind bei vielen Fragestellungen die für den Gegenstand besten Ergebnisse zu erzielen, wenn verschiedene Ansätze miteinander verknüpft werden. Leider endet so ein Versuch oft in einem Nebeneinander von Darstellungen der Resultate. Die hohe Kunst der Triangulation, die Kunst der Verknüpfung von auf unterschiedlichen Wegen gewonnenen Informationen zu einem Gesamtbild der

Vorwort

Erkenntnisse aus einem Forschungsprojekt lohnt die kluge Weiterentwicklung.

Das waren ein paar lose verbundene Gedanken zur Pflegeforschung und zu diesem Buch. Möge es durch eifrige Nutzung zur Weiterentwicklung der Pflegewissenschaft, der theoretischen Grundlagen, des angemessenen Einsatzes von Methodologien und Forschungsmethoden, der pflegerischen Erkenntnisse, aber dadurch auch der Pflegepraxis beitragen.

Inhalt

I.	Grundlagen	13
I.1	Einführung: zu den Artikeln und zum Aufbau des Buches <i>Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke</i>	
I.2	Rahmen	27
I.2.1	Zur Methodologie qualitativer Forschung Wie die Güte der qualitativen Forschung sichern? <i>Jo Reichertz</i>	
I.2.2	Zum Gegenstand qualitativer Pflegeforschung <i>Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke</i>	49
II.	Methodische Zugänge	59
II.1	Erleben und Kommunikation Intrapersonale Konflikte von Forschenden im Rahmen einer Untersuchung zum Einsatz von Telepräsenzrobotik im häuslichen Lebens- und Pflegearrangement von Personen mit Demenz <i>Matthias Dammert, Anna Steinacker, Helma M. Bleses</i>	
	Wirkungen des Märchenerzählens auf Menschen mit Demenz. Die Videointeraktionsanalyse (VIA) <i>Ingrid Kollak</i>	71
	„Nicht sein können, wer man sein soll.“ Herausforderungen für die qualitative Pflegeforschung im Umgang mit dem Pflegeparadox <i>Gesa Lindemann, Jonas Barth</i>	85
	„Unliebsame Verstrickungen?“ Herausforderungen des Fremdverstehens in der ethnografischen Forschung am Beispiel der Pflege von Menschen mit Demenz <i>Andrea Newerla</i>	99

Inhalt

Heiß!, Hi! und Tschüss! – eine lebensweltanalytische Ethnographie eines Pflegeverhältnisses mit einer Person mit Autismus-Spektrum-Störungen	111
<i>Pao Nowodworski und Ronald Hitzler</i>	
Der Subjektivität einen Raum geben. Die Integration ethnografischer Erhebungsinstrumente in den Forschungsprozess	123
<i>Birgit Panke-Kochinke</i>	
„Man ist immer mittendrin.“ Chancen und Risiken einer beobachtenden Teilnahme von Menschen mit der Diagnose ‚Demenz‘.	137
<i>Jo Reichertz</i>	
II.2 Professionalität und Bewältigung	151
Videographie als methodischer Zugang zur Rekonstruktion symbolischer Gestik als eine zentrale Kommunikationsform im pflegerischen Diskurs mit Menschen mit Demenz. Herausforderung – Methodenwahl – Lernprozess	
<i>Beatrix Döttlinger</i>	
Geschwister chronisch kranker Kinder im Spannungsfeld von Beeinträchtigung und Bewältigung. Anmerkungen zum Einsatz der Grounded Theory Methodologie	161
<i>Christiane Knecht</i>	
Wie kommunizieren Menschen mit Frontotemporaler Demenz mit ihrer Umwelt? Videografie als integraler Bestandteil einer ethnographischen Forschung	173
<i>Sabine Ursula Nover</i>	
Ich schreibe mich selbst. Lern/Tagebücher in der Pflegeausbildung als Erhebungsmethode	183
<i>Birgit Panke-Kochinke</i>	

Entscheidungshilfe zur Schmerzerfassung in der Pflege von Menschen mit Demenz. Eine thematische, inhaltliche und methodische Herausforderung	195
<i>Erika Sirsch</i>	
Methodische Herausforderungen bei der qualitativen Forschung mit pflegenden Angehörigen türkeistämmiger Menschen mit Demenz	207
<i>Hürrem Tezcan-Güntekin, Illknur Özer-Erdogdu</i>	
Fallrekonstruktionen zum informellen Versorgungshandeln bei Demenz – zu den Potenzialen der objektiven Hermeneutik für die qualitative Pflegeforschung und ihren forschungsethischen Fallstricken	217
<i>Milena von Kutzleben</i>	
II.3 Organisation und Prozessabläufe	231
Das metaphorische Konzept der „Arbeit“ in den Konstruktionen von Pflegenden gegenüber alten Menschen im Krankenhaus	
<i>Yvonne Reuß, Rudolf Schmitt</i>	
Wohnwünsche von Menschen mit komplexer Behinderung erfassen. Ethnographie als methodischer Zugang	243
<i>Katrin Schrooten, Karin Tiesmeyer, Dieter Heitmann</i>	
An Pflegeschulen forschen. Die Rekonstruktion eines partizipativen Entwicklungs- und Evaluationsprojektes.	257
<i>Dorothee Spürk</i>	
Der Einsatz gruppenbasierter Datenerhebungen bei Bewohner*innen von Alten- und Pflegeheimen. Ergebnisse eines <i>rapid reviews</i> .	271
<i>Renate Stemmer</i>	
III. Methodologien und Forschungsprogramme	283
III.1 Methodologien	
Ethnographische Forschung in Kontexten der Pflege	
<i>Paul Eisewicht, Pao Nowodworski, Ronald Hitzler</i>	

Inhalt

Der Forschungsleib als Resonanzraum <i>Sabine Hartmann-Dörpinghaus</i>	303
Metaphernanalysen in der pflegewissenschaftlichen Forschung <i>Rudolf Schmitt</i>	331
III.2 Forschungsprogramme Das „mentale Feld“ als Forschungstool der qualitativen Pflegeforschung <i>Peter Alheit und Heidrun Herzberg</i>	345
Pflegeforschung als Praxiswissenschaft –Die Reflexion des Implementierungsprozesses <i>Hermann Brandenburg</i>	359
„Partizipation“ als Herausforderung in Aktionsforschungsprojekten <i>Ulrike Höhmann</i>	373
Partizipative Forschung praxisnah und exemplarisch in Klinischer Ethik und Palliative Care <i>Helen Kohlen, Mara Kaiser, Anne Volmering-Dierkes, Hendrik Grassme</i>	389
Qualitatives Data Mining als systematisiertes, multimethodisches und mehrphasiges Gruppeninterpretationsverfahren <i>Frank Weidner</i>	403
IV. Resümee <i>Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke</i>	417
Zu den Autor*innen	431

I. Grundlagen

I.1 Einführung: zu den Artikeln und zum Aufbau des Buches

*Sabine Ursula Nover, Birgit Panke-Kochinke**

Ausgangslage

Wie ergeht es Forschenden im Feld der Pflege wenn sie Antworten auf zentrale Fragen der Pflegewissenschaft suchen, die den Einsatz qualitativer Methodologien und Methoden erfordern? Welche Gegenstandsfelder sind das überhaupt und welche Methoden erweisen sich als angemessen – man könnte auch passgenau sagen – um diesen Gegenstand zu erschließen? Welche aufreibenden Hindernisse und willkommenen Freuden begegnen ihnen bei der Erhebung und Analyse ihrer empirisch gewonnenen Daten? Was lernen sie selbst in methodologischer oder forschungspraktischer Hinsicht und wie kann es gelingen, diese Erkenntnisse so zu diskutieren, dass auch andere Forschende daran partizipieren können?

Es steht zu fragen, welche Methodologien und Methoden geeignet sind, um den Gegenstand qualitativer Pflegeforschung in seiner Gestalt, also seiner Morphologie zu bestimmen, den Eigensinn der im Fokus stehenden Forschergruppe zu erschließen und dabei die Schwierigkeiten und Probleme, die sich im Forschungsprozess ergeben, in einer gegenstandsangemessenen und damit erkenntnisfördernden Art und Weise zu bearbeiten. Das ist aus unserer Sicht eine zentrale Perspektive, um eine Theorieentwicklung zu unterstützen, die eine hinreichend empirische Grundlage ausweist und dabei diskussionsfähig bleibt. Darin lag unser zentrales Interesse begründet, dieses Buch zu konzipieren und Mitstreitenden zu finden.

Methodisch führt die Beschäftigung mit vulnerablen Gruppen zum einen dazu, dass scheinbare Selbstverständlichkeiten der qualitativen Sozialforschung neu problematisiert und gedacht werden müssen. Entsprechend sind auch die Forschenden selbst aufgefordert, sich den Herausforderungen im Feld neu zu stellen. Hier ist unseres Erachtens eine deutliche Sensibilisierung erkennbar.

* gleichberechtigte Autorinnen

Zudem werden im Rahmen klassischer Feldforschungsszenarien neue technische Möglichkeiten der Erhebung und Auswertung in der Kombination mit einer kritischen Selbstreflexion genutzt, um Material methodisch zu erschließen, das sich nicht selbstverständlich eröffnet. In der scheinbaren Unordnung eine Ordnung zu suchen, ist mit Unsicherheit verbunden; ihren Umgang damit kritisch zu beleuchten haben sich die Autorinnen und Autoren dieses Buches als Aufgabe vorgenommen.

Wir haben diesen Weg gewählt, weil man (nicht nur) in qualitativen Forschungskontexten oft dann besonders aufschlussreich lernt, wenn man eine Fehlerkultur entwickelt. Fehler sind ein sicherer Weg, um in der Reflexion des eigenen Vorgehens zu lernen und diese Lernprozesse auch anderen mitzuteilen. Das ist schwierig und tabuisiert, wenn man selbst zunächst keine Lösungen anzubieten hat, aber unverzichtbar, um in einer wissenschaftlichen Gemeinschaft Lösungen zu finden. Insofern ist unser Buch auch ein Angebot an qualitativ Forschende, sich in einen Diskurs über eine solche Fehlerkultur zu wagen.

In den uns vorliegenden Artikeln lassen sich zwei zentrale inhaltliche Fokussierungen erkennen: zum einen die Fokussierung auf das individuelle Erleben von Krankheit und/oder Behinderung bei den Menschen, die in einer pflegerischen Beziehung auf der Seite der Pflegebedürftigen stehen, und das Erleben derjenigen, die mit diesen Menschen in einem intensiveren Kontakt stehen, also vor allem Pflegekräfte, Ärzt*innen, Mitglieder therapeutischer Berufe und nicht zuletzt die Angehörigen, zum andern die Analyse der Strukturen und Mustern, also der Organisationsformen, die diese Diskurse von Menschen mit Pflegebedarf ummanteln.

Wenn es um die methodologische bzw. methodische Fokussierung geht, wird in den Artikeln erkennbar, dass es weniger darum geht, neue Methoden zu „erfinden“, sondern die Passgenauigkeit zwischen Methode und Gegenstand zu erhöhen. Ein Mehr an und eine Kombination von methodischen Zugängen sowie der Hinweis auf fehlende Zeitdeputate mögen dabei berechtigt sein. Im Prinzip geht es aber aus wissenschaftlicher Sicht vornehmlich um die Frage, welcher methodische Zugriff und welche methodische Auswertungsform die besten, und das heißt methodologisch am besten kontrollierten Antworten auf die gestellten Forschungsfragen geben kann. Dazu liegt ein umfangreiches Methodenarsenal aus der qualitativen Sozialforschung vor.

Gegenstand der qualitativen Pflegeforschung ist aber auch eine intensive Auseinandersetzung mit der eigenen forschenden Person. Das scheint zwingend, da die qualitative Forschung davon lebt, dass sie den eigenen individuellen Zugang sowohl benötigt, um überhaupt etwas erkennen zu können, und zugleich genau das auch immer wieder kritisch reflektieren

muss. An diesem Punkt greifen methodologische Reflexionen, die eng an ethisch begründete Vorbehalte andocken. Dieser Aspekt erweist sich in den vorliegenden Artikeln ebenfalls als zentral. Immer wieder wird erkennbar, dass es über generelle kommunikative Fußangeln hinaus, die sich in solchen Forschungskontexten eigentlich immer ergeben, auf besondere Weise anstrengend, verstörend, verunsichernd, problematisch und mühsam sein kann, mit vulnerablen auch pflegebedürftigen Menschen in individuell ausgerichteten Forschungskontexten in Kommunikation zu treten. Aber genau diese empathische Kontaktaufnahme mit ihren Fallstricken methodisch zu kontrollieren, ist in einer qualitativ ausgerichteten Forschung, die noch vielfach auf dem tradierten Instrumentarium der Beobachtung und Befragung beruht, unverzichtbar.

Diesen Herausforderungen perspektivisch zur Seite stehen, auch das ein wichtiger Aspekt, der sich in den Beiträgen unserer Autor*innen erkennen lässt, ganz handlungspraktische Forderungen, um den Aufgaben im Forschungsprozess angemessen zu begegnen. Da sich Fragen nach dem Erleben von und dem Umgang mit Krankheit und Beeinträchtigung durch eine Rekonstruktion der individuellen Perspektive aus der Sicht der Betroffenen ergeben, wäre forschungspolitisch betrachtet eine Forschungskultur zu unterstützen, die den Raum für einen solchen Erkenntnisgewinn zur Verfügung stellt. Dabei sind vermutlich die Öffnung von Kontroversen, die offene Diskussion über ungelöste Probleme sowie Denkangebote für mögliche Lösungen als Bestandteil einer lebendigen Pflegeforschung zu verstehen, die ihre Konsolidierung voranbringt.

Der Aufbau des Buches

Gemäß diesen Vorgaben gliedert sich unser Buch in vier Kapitel:

Nach einer inhaltlichen und methodologischen Standortbestimmung, die zum einen das heuristische Konzept der inhaltlichen Spannungsfelder, die unseres Erachtens die qualitative Pflegeforschung bestimmen, und zum andern methodische und methodologische programmatische Grundlagen pflegewissenschaftlicher qualitativer Forschung unter der Perspektive der Gütesicherung vorstellt (Kap. I), beschreiben im zweiten Kapitel Forschende ihre konkreten Erfahrungen, die sie in Forschungsprojekten gewonnen haben. Das tun sie auch unter einer kritischen Perspektive, die Probleme und offen gebliebene Fragen in der Forschungspraxis thematisiert. Damit entsteht ein empirisch begründeter Einblick in den aktuellen Stand einer qualitativ arbeitenden Pflegeforschung (Kap. II).

Auf allgemeinerem Niveau und grundsätzlicher werden im dritten Kapitel Methodologien und Forschungsprogramme vorgestellt, die bedenkenswerte und interessante Perspektiven und Möglichkeiten für pflegewissenschaftliche Fragestellungen bieten können (Kap. III).

Im vierten Kapitel ziehen wir ein Resümee, indem wir in klassischer Weise die Ergebnisse der im Buch vorgestellten Beiträge unter den eingangs gestellten Fragen zusammenfassen (Kap. IV).

Kapitel I Grundlagen

Wir haben in unserem einleitenden Kapitel zunächst im Sinne einer ersten Orientierung zwei grundlegende Perspektiven auf den Gegenstand einer qualitativen Pflegeforschung geöffnet: zum einen eine inhaltliche, indem wir danach fragen, was der Gegenstand einer qualitativ ausgerichteten Pflegeforschung sein kann und zum andern eine methodologische Perspektive, indem wir fragen, welche methodischen Zugänge die Qualität dieser Forschung sichern können.

Für eine inhaltliche Orientierung haben wir so einerseits in einer ersten eigenen Analyse ein heuristisches Modell in der Form von neun Spannungsfeldern entwickelt, die analytisch aufgefächerte Gegenstandsbereiche einer qualitativ ausgerichteten Pflegeforschung benennen. Wir haben die Form von Spannungsfeldern gewählt, um eine gewisse problemorientierte Offenheit zu signalisieren. Innerhalb der Spannungsfelder werden die Lösungsmuster präsentiert, die sich aktuell unter einer ethisch ausgerichteten Perspektive ergeben können. Dabei haben wir nur die Gegenstandsbereiche in den Blick genommen, die aus unserer Sicht einen qualitativen methodischen Zugang als erkenntnisgewinnend erfordern. Für die Entwicklung von ethisch begründeten Lösungsperspektiven haben wir experimentell den Fürsorgeansatz von Martha Nussbaum gewählt. So gewinnen wir für einen abschließenden Blick und eine Einschätzung der bereits erreichten Ziele und der für die Zukunft möglichen Perspektiven ein kontrollierbares und korrigierbares Instrument (Sabine **Nover**/Birgit **Panke-Kochinke**).

Unter einer methodologischen und methodischen Perspektive hat sich Jo **Reichertz** mit dem zentralen Aspekt der Sicherung der Güte von qualitativer Forschung beschäftigt und diese auf die spezifische Situation der Pflegeforschung bezogen. „Aber der Trick ist nicht, irgendetwas zu erforschen und es auf eine Weise zu tun, die bisher noch niemand versucht hat. Der Trick ist, aus *guten Gründen* etwas anderes zu tun“. Mit diesem Statement begründet Jo Reichertz sein Eintreten für die Sicherung der Qualität

qualitativer Forschung, aufgehängt an der in Zeiten herrschender Wissenschaftsskepsis sehr aktuellen Feststellung der Vergänglichkeit allen Wissens. Veränderungen oder Moden qualitativer Forschung haben, so ein Element seiner Diagnose, keine einheitliche Richtung oder gar ein gemeinsames Ziel, sondern folgen einer an momentanen Aufmerksamkeiten ausgerichteten Logik. Der Antrieb dahinter sei in der Regel der Wunsch danach, ‚Rätsel‘ zu lösen. Dennoch sucht und findet er Verbindendes: geteilte Vorstellungen über die Beschaffenheit von ‚Wirklichkeit‘, ihre Konstruktion, und ihren stetigen Wandel, die Suche nach Gesetzmäßigkeiten, die das menschliche Individuum als Ausgangspunkt haben. Und letztendlich auch die handlungspraktische Maxime: Forschen lernt man nur durch forschen.

Kapitel II Methodische Zugänge

Im zweiten Kapitel dieses Buches stellen Autor*innen ihre konkreten Forschungsvorhaben vor allem unter zwei Perspektiven vor: Was ist gelungen und wo haben sich Schwierigkeiten in der Methodenwahl und/oder Auswertung ergeben?

Wir haben uns entschieden, uns auf drei inhaltliche Schwerpunkte zu fokussieren und die Beiträge der Autor*innen entsprechend zu systematisieren. Innerhalb der drei Schwerpunkte haben wir eine alphabetische Sortierung vorgenommen.

Der erste Fokus (Kap. II.1) liegt entsprechend auf Forschungsprojekten, die sich mit den Menschen mit Pflegebedarf beschäftigen die auf besondere Weise kommunizieren.

II.1 Im Fokus: Erleben und Kommunikation

Das Involviertsein ins Feld forschungspraktisch zu nutzen, sich selbst, „als Moment seiner Erkenntnisgewinnung (zu) begreifen“ wird von Matthias **Dammert**, Anna **Steinacker** und Helma **Bleses** in ihrem Artikel, „Intrapersonale Konflikte von Forschenden im Rahmen einer Untersuchung zum Einsatz von Telepräsenzrobotik im häuslichen Lebens- und Pflegearrangement von Personen mit Demenz“ thematisiert. Es wird danach gefragt, wie produktiv mit intrapersonalen Konflikten umgegangen werden kann. Es zeigt sich, dass eine wesentliche Herausforderung darin besteht,

Konflikte zu erkennen, zu thematisieren und mit ihnen methodisch kontrolliert umzugehen.

Die Artikel von Beatrix **Döttlinger** „Videographie als methodischer Zugang zur Rekonstruktion symbolischer Gestik als eine zentrale Kommunikationsform im pflegerischen Diskurs mit Menschen mit Demenz“ und Sabine **Nover**, „Wie kommunizieren Menschen mit Frontotemporaler Demenz mit ihrer Umwelt? Videografie als integraler Bestandteil einer ethnographischen Forschung.“ haben einige Gemeinsamkeiten: Bei beiden stehen Menschen im Zentrum, die sich aufgrund ihrer demenziellen Erkrankung verbal nicht mehr verständlich machen können, bei beiden geht es um den methodischen Zugriff durch Videographie, hier im Rahmen einer multimethodischen ethnographischen Studie, dort als einziger methodischer Zugang. Bei beiden geht es um Kommunikation, aber während sich Sabine Nover die Frage stellte, wie die interessierenden Menschen mit ihrer Umwelt kommunizieren, wollte Beatrix Döttlinger wissen, wie gestische Kommunikation von Pflegenden in der Interaktion mit ihnen erfolgreich eingesetzt werden kann. Entsprechend unterschiedlich sind Fokus, Methodeneinbindung, die Umsetzung der Methode selbst (Technik, Kameraaufstellung etc.). In ihrem Artikel steht bei Beatrix Döttlinger die Frage im Zentrum, was es für die Selbst- und Fremdwahrnehmung als zentrale Anforderung bedeutet, in der Doppelrolle als (wissende) Kollegin und (unwissende) Forscherin im Feld zu sein, während Sabine Nover danach fragt, was man bemerkt und was man verpasst, wenn man teilnehmend videographiert.

Ingrid **Kollak** beschäftigt sich in ihrem Artikel mit dem Titel: „Die Wirkungen des Märchenerzählens auf Menschen mit Demenz. Die Videotransaktionsanalyse (VIA)“ mit der Frage, wie Menschen mit einer demenziellen Erkrankung auf das Vorlesen von klassischen Märchen reagieren. Dafür wählt sie den methodischen Zugang der Videotransaktionsanalyse. Sie kann mithilfe der Erkenntnisse aus diesem aufwändigen Verfahren belegen, dass eine solche Form der Intervention gerade auch für diese Personengruppe geeignet ist, um Erinnerungen zu aktivieren und einen gemeinsamen Austausch in der Gruppe anzuregen.

Gesa **Lindemann** und Jonas **Barth** stellen sich in ihrem Artikel, betitelt „Nicht sein können, wer man sein soll“, die forschungsethisch relevante Frage, wie man mit der paradoxen Situation umgehen kann, dass man im Prinzip allen Menschen grundsätzlich, und damit eben auch in der Forschungssituation, Autonomie zustehen sollte, einige Menschen jedoch aufgrund ihrer gesundheitlichen Einschränkungen diese Autonomie kaum für sich in Anspruch nehmen können. Was also bedeutet es methodologisch, dass Forschung theoretische Grundannahmen, wie etwa die Sinnhaf-

tigkeit von Handeln unterstellt, das aber zugleich z.B. bei Menschen mit Demenz infrage stellt? Auf der Basis interaktionistischer Theorie zeigen sie, wie sich für die forschungspraktische Analyse von Handlungssituationen zwischen Pflegenden und zu Pflegenden gerade durch die Thematisierung dieses Paradoxons methodologisch fundierte Wege öffnen können.

„Unliebsame Verstrickungen?“ – mit dieser Frage wendet sich Andrea **Newerla** den forschungspraktischen Herausforderungen zu, die mit ethnographischer Forschung einhergehen (können). Sie diskutiert die „Herausforderungen des Fremdverstehens in der ethnografischen Forschung am Beispiel der Demenz-Pflege“. Wie viel Teilnahme ist angemessen, wenn man teilnimmt an Situationen, die man selbst als belastend, unwürdig, ethisch fragwürdig empfindet? Wie ist der vermutliche Einfluss dieser Emotionen auf die Beobachtung methodisch zu fassen? Ihre Erfahrungen und forschungspraktischen Lösungen stellt sie anhand ihrer Forschung zum Umgang mit Menschen mit Demenz in Pflegeeinrichtungen vor und zeigt, wie der reflexive Umgang mit dem eigenen Involviert-Sein ins Feld zum Schlüssel der Erkenntnis werden kann.

Die Autonomie pflegebedürftiger Menschen im Forschungsprozess wie auch die Kommunikation mit ihnen sind auch im Artikel von Pao **Nowodworski** und Ronald **Hitzler**, „Heiß!, Hi! und Tschüss! – eine lebensweltanalytische Ethnographie eines Pflegeverhältnisses mit einer Person mit Autismus-Spektrum-Störungen“, die zentralen Komponenten forschersicher Reflexion (vgl. auch die Artikel von Lindemann/Barth und Reichertz, „Man ist immer mittendrin“, in diesem Band). Die Rekonstruktion der Eigen- und Fremdwahrnehmung zwischen den beiden Polen ‚Fremdheit‘ und ‚Vertrautheit‘ kann aus ihrer Sicht als Erkenntnisquelle für die Beantwortung ihrer Forschungsfrage genutzt werden. Dazu finden sie methodisch abgesicherte forschungspraktische Wege. Die Autoren verweisen in diesem Kontext explizit auf den Einbezug des Körpers in den Analyseprozess (vgl. zur Dimension der Leiblichkeit Hartmann-Dörpinghaus in diesem Band).

Das selten explizierte Instrument „Forschungstagebuch“ analysiert Birgit **Panke-Kochinke** („Der Subjektivität einen Raum geben. Die Integration ethnografischer Erhebungsinstrumente in den Forschungsprozess“) hinsichtlich seines möglichen Erkenntnisgewinns im Forschungsprozess. Die zentrale Forderung des sich Einlassens auf die Beteiligten, der Notwendigkeit, sie „kennen zu lernen“, sieht sie unabdingbar verknüpft mit der Reflexion eigenen Erlebens, eigener Erfahrungen und eigener Disponiertheit. Dazu, so ihre in der Rückschau auf ein langjähriges Projekt gewonnene Erkenntnis, hätten sich ihre im Projekt nicht genutzten Forschungstagebücher als wichtige Datenquelle erweisen können; darüber hi-

naus lieferten sie auch einen interpretativen Zugang zu den geführten Interviews, den sie ohne dieses Material nicht gewonnen hätte. Die Autorin macht Vorschläge, wie eine variantenreiche Selbst-reflexion aussehen könnte und verdeutlicht, welcher Gewinn davon zu erwarten ist (vgl. hierzu auch Newerla, Nowodworski/Hitzler, Dammert/Steinacker/Bleses in diesem Band).

Um „den Chancen und Risiken einer beobachtenden Teilnahme von Menschen mit der Diagnose ‚Demenz‘“ für eine verbesserte Kommunikation mit denselben auf die Spur zu kommen, zeigt Jo **Reichertz** auf, wie die als „Störung“ von je typischen Beziehungsgefügen erlebte Diagnose Demenz das Handeln der Betroffenen verändert, wie also Verluste und Gewinne kommunikativer Kompetenz von den Menschen selbst und ihren Angehörigen erlebt werden. Für Forschende gilt: „Man ist immer mittendrin“. Daher stehen im Zentrum die Fragen danach, wie Teilnehmende Beobachtung erkenntnisgenerierend eingesetzt, und ihre Kehrseite, insbesondere der interventionistische Charakter dieser Methode, reflektierend produktiv gewendet werden kann.

II.2 Im Fokus: Professionalität und Bewältigung

Im Kapitel II.2 liegt der Fokus auf Fragen der Professionalität und damit der Bewältigung von Pflegeproblemen bei professionell Pflegenden und pflegenden Angehörigen sowie dem Umgang beider Gruppen miteinander; auch die professionelle Bewältigung genereller forschungspraktischer Herausforderungen wird hier thematisiert.

Birgit **Panke-Kochinke** stellt ein langjähriges Schulentwicklungsprojekt vor, in dessen Rahmen Auszubildende in der Gesundheits- und Krankenpflege dazu angeregt wurden, Tagebücher über ihren Arbeitsalltag zu führen („Ich schreibe mich selbst. Tagebücher in der Pflegeausbildung als Erhebungsmethode“). Sie zeigt auf, dass zum einen auf diesem Wege die „Innenwelt der Schüler*innen“ genauer erfasst werden konnte und somit eine wichtige Grundlage geschaffen wurde, um Perspektiven für machbare Veränderungsprozesse zu bestimmen. Überdies dienten sie der Selbstreflexion der Auszubildenden – eine wichtige Basis, um Lernprozesse anzuregen. Der Einsatz dieses Instruments ist allerdings, so ihre Einschränkung, nur in bestimmten Phasen, vor allem der Einstiegsphase in die praktische Ausbildung oder bei einem turnusmäßigen Wechsel des Ausbildungsortes, wirksam.

„Methodische Herausforderungen bei der qualitativen Forschung mit pflegenden Angehörigen türkeistämmiger Menschen mit Demenz“ analy-

sieren Hürrem **Tezcan-Güntekin** und Ilknur **Özer-Erdogdu**. Sie setzen sich dabei vor allem mit den spezifischen ethischen und forschungspraktischen Aspekten auseinander, die dabei entstehen. Insbesondere das eigene Involviert-Sein und die notwendige methodologische Reflexion desselben weisen ihres Erachtens auf typische Widrigkeiten des ethnographischen Designs hin, mit denen Forschende zu kämpfen haben.

Demgegenüber nimmt Christiane **Knecht** in ihrem Artikel „Geschwister chronisch kranker Kinder im Spannungsfeld von Beeinträchtigung und Bewältigung. Kritische Anmerkungen zum Einsatz der Grounded Theory Methodologie“ die selten reflektierte Perspektive gesunder Geschwister in den Fokus. Es gelingt ihr, Handlungs- und Bewältigungsstrategien aufzuzeigen, mit denen es diesen Kindern und jungen Erwachsenen gelingt, Alltag, familiäre Beziehungen und Krisen zu managen. Christiane Knecht zeigt darüber hinaus, wie diese Geschwister chronisch kranker Kinder die gesamte Lebenssituation mit konstruieren. Entlang dieses Beispiels zeichnet sie die einzelnen, erkenntnisgenerierenden Schritte der GTM nach und zeigt dezidiert auftretende Hürden und Grenzen auf.

Auch Milena **von Kutzleben** beschäftigt sich in ihrem Artikel „Objektiv-hermeneutische Fallrekonstruktionen zum informellen Versorgungshandeln bei Demenz im Setting Häuslichkeit – zu den Potenzialen fallrekonstruktiver Untersuchungen für die qualitative Pflegeforschung und ihren forschungs-ethischen Fallstricken“ mit der Gruppe der Angehörigen der an Demenz erkrankter Menschen. Dabei geht es ihr inhaltlich um eine Analyse informeller häuslicher Versorgungsarrangements. Sie rekonstruiert deren Strukturlogik und wählt dazu das Auswertungsverfahren der Objektiven Hermeneutik. Neben der Organisation der Pflege ist das permanente Ausloten der Beziehung ein zentraler Faktor des Zusammenlebens (vgl. Reichertz, „Man ist immer mittendrin“, Lindemann/Barth in diesem Band). Während eine der Stärken dieses Verfahrens für sie in der Theoriebildung mit der Entwicklung eines Phasenmodells zum informellen Versorgungshandeln liegt, weist sie kritisch auf die forschungsethischen Probleme hin, die das von ihr gewählte Vorgehen hat.

Bei der Klärung der Frage, wie sich die Entscheidungsfindung von Pflegenden zur Erkennung und Behandlung von Schmerzen bei Menschen mit Demenz in der Akutversorgung im Krankenhaus vollzieht, war nach Erika **Sirsch** die analytische Reflexion der eigenen Irritationen über das, was sie im Feld beobachtet hat, zentral, um die Protokolle ihrer teilnehmenden Beobachtung überhaupt in einen methodisch fundierten Erkenntnisprozess einbinden zu können. Das war ein wichtiger Schritt, um der thematischen, inhaltlichen und methodischen Herausforderung, eine

„Entscheidungshilfe zur Schmerzerfassung in der Pflege von Menschen mit Demenz“ zu entwickeln, angemessen zu begegnen.

II.3 Im Fokus: Organisation und Prozessabläufe

In diesem Kapitel liegt der inhaltliche Fokus auf einer Analyse von Handlungs- und Prozessabläufen innerhalb pflegerelevanter Organisationen.

Den Anfang machen Yvonne **Reuß** und Rudolf **Schmitt**, die „Das metaphorische Konzept der „Arbeit“ in den Konstruktionen von Pflegenden gegenüber alten Menschen im Krankenhaus“ betrachten. Insbesondere interessiert sie die Beantwortung der Frage danach, wie Pflegende ‚Arbeit‘ konzeptualisieren. Durch die Rekonstruktion metaphorischer Konzepte, die aus Interviews mit Pflegenden gewonnen wurden, können sie zeigen, welche davon für die Befragten relevant waren. Eine grundlegende Voraussetzung, um metaphorische Konzepte der beforschten Pflegenden zu erkennen, ist es aus Sicht von Yvonne Reuß und Rudolf Schmitt, dass die Forschenden sich durch geeignete Reflexionsprozesse ihrer eigenen Konzepte bewusst werden. Das gilt umso mehr, wenn man aus demselben Berufsfeld kommt wie die Beforschten. Die Schwierigkeiten damit und der Gewinn, wenn es gelingt, werden in diesem Artikel plastisch skizziert.

Katrin **Schrooten**, Karin **Tiesmeyer** und Dieter **Heitmann** setzen sich mit dem Einsatz von lebensweltlicher Ethnographie und Grounded Theorie (vgl. Knecht in diesem Band) am Beispiel eines konkreten Forschungsprojektes über die Ermittlung von Wohnwünschen von Menschen, die sich zum Teil nicht oder nur begrenzt verbalsprachlich äußern können, auseinander („Wohnwünsche von Menschen mit komplexer Behinderung erfassen. Ethnografie als methodischer Zugang“). Sie reflektieren dabei insbesondere das Erhebungsinstrument der beobachtenden Teilnahme (vgl. Lindemann/Barth, Dammert/Steinacker/Bleses, Newerla und Nowodworski/Hitzler in diesem Band) und entwickeln, um der Herausforderung methodisch näher zu kommen, einen heuristischen, auf der Setzung von Gültigkeitsannahmen basierenden Rahmen.

In einem anderen Setting bewegt sich Dorothee **Spürk** mit ihrem Artikel „An Pflegeschulen forschen. Die Rekonstruktion eines partizipativen Entwicklungs- und Evaluationsprojektes“. Eine wirksame partizipative Forschung, so ihre Erkenntnis, beruht sowohl auf einer kontinuierlichen Anpassung von konkreten methodischen Wegen, wie auch auf inhaltlichen Zielsetzungen im Forschungsprozess selbst, die mit allen Beteiligten permanent konsentiert werden müssen. In der nachträglichen Reflexion eines langjährigen Entwicklungs- und Evaluationsprojektes, das an zwei Fach-

schulen für Gesundheits- und Krankenpflegeschulen stattfand, identifiziert sie zwei Probleme, die diesen Prozess gefährden können: eine unreflektierte Perspektivenvermischung und eine „theoretische Starrheit im Prozess“.

Renate **Stemmer** sieht sich „Gruppenbasierte Datenerhebung bei Bewohner*innen von Alten- und Pflegeheimen“ genauer an. Sie beschreibt, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema ‘Autonomie’ beziehungsweise ‘Partizipation’ im Forschungsprozess auch irritierende Momente aufweist, die sich einer methodischen Reflexion öffnen müssen. In dem von ihr vorgestellten Forschungsprojekt wurde die Förderung von Teilhabe von Bewohner*innen in Langzeitpflegeeinrichtungen angestrebt. Im Forschungsverlauf zeigte sich deren hohe Bereitschaft zur Teilnahme an Interviews bei gleichzeitig ablehnender Haltung, an Gruppendiskussionen mitzuwirken. Diese unerwartete Situation war erklärungsbedürftig und öffnete zugleich den Weg zu einem neuen Verständnis der Bedürfnisse der interessierenden Gruppe.

Kapitel III Methodologien und Forschungsprogramme

Die Beiträge des Kapitels III.1 wenden sich explizit methodologischen Fragestellungen zu, die sich auch, wie in Kapitel III.2. erkennbar, in der Formulierung von forschungsprogrammatischen Zugängen manifestieren können.

III.1 Im Fokus: Methodologien

Ethnografie

Paul **Eisewicht**, Pao **Nowodworski** und Ronald **Hitzler** stellen „Ethnographische Forschung in Kontexten der Pflege“ dar. Die drei Autoren führen in die Grundlagen ethnographischer Forschung ein, zeigen typischer Weise auftretende Probleme und arbeiten Vorschläge für Lösungsstrategien aus. Sie diskutieren die Eignung des ethnographischen Zugangs und leiten sein besonderes Vermögen für die Pflegeforschung argumentativ her. In diesem Zusammenhang stellen sie exemplarisch ethnographische Arbeiten der Pflegeforschung vor. Dabei verfolgen sie die These, dass ethnographische Forschung einerseits ein methodisch geeigneter Ansatz ist, um in Pflege- bzw. Care-Kontexten zu forschen, dass sie andererseits aber

auch gerade dort besondere Probleme und Herausforderungen mit sich bringt, die zu beachten sind.

Metaphernanalyse

Dass die Metaphernanalyse ein fruchtbarer Ansatz für pflegewissenschaftliche Forschungsprojekte ist, ergibt sich für Rudolf **Schmitt** vor dem Hintergrund der Bedeutung, die der Gebrauch derselben in der Pflegepraxis hat. Er zeichnet in seinem grundlegenden Beitrag, betitelt „Metaphernanalysen in der pflegewissenschaftlichen Forschung“ den methodologisch begründeten Einsatz von metaphernanalytischer Forschung für pflegerelevante Themen nach und stellt konkrete Arbeiten zur Rekonstruktion von Metaphern vor. Er plädiert für mehr Diskussion über Begriff und Methode.

Leibphänomenologie

Sabine **Hartmann-Dörpinghaus** treibt die Frage nach dem „Forschungsleib“ um, dabei wählt sie in „Der Forschungsleib als Resonanzraum. Methodologische Betrachtung leibphänomenologisch geführter Interviewsituationen“ eine Fokussierung auf eben diese Erhebungsform. Wie kann das, was Forschende in einer Erhebungssituation spüren und leiblich erleben in die Forschung eingebunden und für sie fruchtbar gemacht werden? Dass Forschende mit allen Sinnen im Feld sind, wird in unterschiedlichen Methodologien gesehen und genutzt, verschiedene Autor*innen dieses Bandes plädieren für eine stärker systematische Routinisierung dieser Effekte (vgl. Dammert/Steinacker/Bleses, Eisewicht/Hitzler, Lindemann/Barth, Newerla in diesem Band). Die Autorin zeigt am Beispiel des Führens von Interviews einen Weg für die phänomenologische Methode auf, den sie selbst gegangen ist.

III. 3.2 Im Fokus: Forschungsprogramme

Konzepte sind anregend und innovativ insofern, als sie Möglichkeiten schaffen, klassische Fragen der Forschung aufzunehmen und sie unter einem anderen Blickwinkel neu zu diskutieren.

Mentale Felder

„Das mentale Feld als Forschungstool der qualitativen Pflegeforschung“ steht im Mittelpunkt des von Peter **Alheit** und Heidrun **Herzberg** verfassten Beitrags. Ihr Ausgangspunkt ist die klassische soziologische Frage, wie durch Interaktion geteilte Wirklichkeit entsteht. Das von ihnen entwickelte Konstrukt des „mentalen Feldes“ ermöglicht es ihnen, dieses Miteinander des Handelns, seine Relationalität, rekonstruierbar zu machen. So lassen sich Meinungscluster abbilden und Spannungsfelder erfassen, die z.B. durch unterschiedliche Wissensbestände entstehen., und so einer Analyse zugänglich machen.

Theorie-Praxis-Transfer

Auch Hermann **Brandenburg** greift in seinen Ausführungen in konzeptioneller Form eine zentrale Frage auf, die insbesondere die Pflegewissenschaft umtreibt: Wie lässt sich der Theorie-Praxis-Transfer fördern? Welchen Beitrag kann die qualitative Forschung dazu liefern („Pflegeforschung als Praxiswissenschaft – Die Reflexion des Implementierungsprozesses“)? Er fragt dabei insbesondere nach den Herausforderungen, die sich im Transfer von Wissenschaft in die beteiligte und beforschte Pflegepraxis ergeben und weist entsprechende Perspektiven aus.

Partizipationsparadigma

Ulrike **Höhm** macht in ihrem Artikel „‘Partizipation‘ als Herausforderung in Aktionsforschungsprojekten“ deutlich: Für Fragestellungen, deren Beantwortung in Veränderungsprozesse münden sollen, hält sie aufgrund eigener Erfahrungen eine partizipativ ausgerichtete Forschung und einen damit verbundenen „Perspektivabgleich“ zwischen Wissenschaft und Praxis für unverzichtbar. Sie zeigt charakteristische Merkmale und Ziele der Partizipationsforschung auf und weist zugleich darauf hin, dass es sich dabei weniger um methodische Ansätze, sondern eher um ein Paradigma handelt.

Ergänzend und in Teilen auch kontrovers diskutieren Helen **Kohlen**, Mara **Kaiser**, Anne **Dierkes** und Hendrik **Grassme** „Methodische Zugänge für eine pflegewissenschaftliche Partizipationsforschung“. Anhand der Analyse dreier Forschungsprojekte, die in ein rahmendes Praxisprojekt zur

Implementierung von Ethikkomitees in Akutkrankenhäusern eingebettet sind, stellen sie Umsetzungen ganz unterschiedlicher Methoden vor, die in ein partizipatives Design eingebettet wurden. Sie betonen den Prozesscharakter partizipativer Forschung, der seinerseits selbst zum Forschungsobjekt wird.

Big Data

Kann man davon ausgehen, dass sich die Auswertung großer Datenmengen, die im Rahmen von qualitativen und quantitativen Erhebungsmethoden entstanden sind, dadurch verbessert bzw. entsprechend der Forschungsfrage zielgerichteter fokussiert werden kann, wenn sie durch eine Art permanenter qualitativer Kontrolle durch Forschungstandems begleitet werden? Frank **Weidner** stellt in seinem Artikel „Qualitatives Data Mining als systematisiertes, multimethodisches und mehrphasiges Gruppeninterpretationsverfahren“ dafür das gleichnamige, von ihm konzeptualisierte Verfahren in seinen Entwicklungspotentialen und Limitationen vor.

Kapitel IV Resüme

Zum Schluss ziehen wir ein dreischrittig angelegtes **Resümee**. Der erste Schritt besteht in dem Versuch, unser eingangs vorgestelltes heuristisches Konzept des inhaltlichen Gegenstandes einer qualitativ ausgerichteten Pflegeforschung auf der Basis der in den vorherigen Kapiteln vorgestellten Erkenntnisse empirisch weiter zu sättigen. Damit, so hoffen wir, schaffen wir eine gute Diskussionsgrundlage für zukünftige Forschungen.

Die unterschiedlichen Perspektiven von Pflegepraxis und Pflegeforschung haben uns dazu bewogen, ein weiteres, nun hermeneutisch aus den Artikeln gewonnenes Modell zu entwickeln, das wir im zweiten Schritt vorstellen, um im dritten Schritt die von den Autorinnen und Autoren aufgeworfenen und von uns im Rahmen der Modelle systematisierten methodischen und methodologischen Fragen und beschriebenen Lösungswege mit der eingangs aufgeworfenen Frage nach der Güte der Forschung zu konfrontieren. Damit fragen wir nach Potentialen für die Zukunft.

I.2 Rahmen

I.2.1 Zur Methodologie qualitativer Forschung

Wie die Güte der qualitativen Forschung sichern?

Jo Reichertz

„Die Erfahrung ist im Kurse gefallen. Und es sieht aus, als fiele sie weiter ins Bodenlose.“ (Benjamin 1977: 385)

1. Die Gewissheiten von heute sind die Irrtümer von morgen.

Es gehört schon ziemlich viel Optimismus, andere sagen: viel Ignoranz, dazu, zu erwarten, dass wir mit dem Wissen von heute (endlich) wissen, wie die (soziale) Welt beschaffen ist, nach welchen Regeln das Zusammenleben der Menschen funktioniert und wie wir diese Ordnung effektiv und angemessen erkennen können. Ohne Zweifel gilt: Was wir heute für richtig halten, unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir gestern für richtig hielten. Und wir sind gewiss, dass wir auf den „Schultern von Riesen“ (Merton 1983) stehen, also weiter und besser sehen als die vor uns – und zwar nicht nur im Hinblick auf das Wissen von Welt, sondern auch im Hinblick auf das Wissen, wie man wissenschaftlich die Welt erforscht.

Wer sich allerdings der Geschichte der Wissenschaft zuwendet, den überkommt schnell ein grundsätzlicher Zweifel, da die Geschichte lehrt, dass die Gewissheiten von heute die Irrtümer von morgen sind: Jedes Wissen hat seine (Verfalls-)Geschichte und somit muss jedes Wissen auch historisch eingebettet werden. Das gilt auch für die qualitative/interpretative Sozialforschung¹, denn auch sie hat eine Geschichte und diese zeigt ihren steten Wandel. Noch mehr: Ihr (bisheriger) Erfolg beruht m.E. vor allem darauf, dass sie sich immer wieder *gewandelt* hat – in Bewegung geblieben ist.

1 Durchgängig verwende ich die Bezeichnung qualitative/interpretative Sozialforschung, weil im Diskursfeld einige Agierende deutliche Unterschiede zwischen der interpretativen und der qualitativen Sozialforschung sehen (z.B. Hitzler 2020), ich meine Bemerkungen jedoch auf beide beziehen möchte.

In der qualitativen/interpretativen Sozialforschung kommen und gehen Themen. Das gilt sowohl für die Methoden der *Datenerhebung* und *Datenauswertung* als auch für die *Theoriebildung* und das wissenschaftliche *Selbstverständnis*, also was Forschung bzw. was die gesellschaftliche Aufgabe der Forschenden sein sollte. Was gestern noch als zentral und selbstverständlich erachtet wurde, ist heute manchmal peripher, und das, was heute niemand nachfragt, wird morgen vielleicht hoch gehandelt werden. Es gibt also auch in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung Auf-und-Ab-Bewegungen – *Konjunkturen*. Wer jedoch von Konjunkturen spricht, behauptet implizit, dass Wissenschaftler*innen nicht langsam und beharrlich den gesellschaftlichen „Erkenntniskübel“ auffüllen (Popper 1974: 369ff.), also immer mehr Wissen erarbeiten, sondern wer von Konjunkturen spricht, spricht von einem Hin-und-Her des „Aufmerksamkeitsscheinwerfers“ wissenschaftlicher Forschung, spricht eher von *Paradigmenwechsel* (Kuhn 1976) als von *Erkenntnisfortschritt*.

Vorangetrieben und exekutiert werden die Konjunkturen von Handelnden, die (ihrem eigenen Verständnis nach) qualitative/interpretative Sozialforschung *betreiben* (Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Studierende, Institute), und von denen, die direkt oder indirekt von der qualitativen Sozialforschung *betroffen* sind (Beforschte, Auftraggebende, Studierende, Gesellschaft) und von denen, die sie *finanzieren* (DFG, Politik, Unternehmen, Stiftungen etc.). Durch die Interaktion und das kommunikative Wechselspiel dieser Agierenden gegeneinander und miteinander entstehen immer wieder neue Untersuchungsfelder, Interessenslagen, Konzepte und Praktiken qualitativer/interpretativer Sozialforschung und daraus Bewegungen, die manchmal lange, manchmal kurze Zeit überleben. Seit einigen Jahren befinden wir uns (wieder einmal) in einer Zeit des schnellen Wandels, vielleicht sogar eines *Umbruchs*.

Diese Bewegungen innerhalb der qualitativen/interpretativen Sozialforschung folgen (so scheint mir) *keiner* Entfaltungslogik, sie zielen also nicht auf einen festen Punkt, haben kein einheitliches Ziel im Auge. In diesen Bewegungen gibt es immer wieder Lücken, Widersprüche, Rücknahmen, Überschneidungen, Vermischungen, Selbsttäuschungen und Zufälle. Kleine Wellen sind in größere eingebettet, und diese wieder in ganz große. Zusammen bilden sie ein eigentümliches Geflecht von kleinen, mittleren und größeren Bewegungen, die einander durchdringen, aber auch beeinflussen, gerade wenn sie miteinander konkurrieren.

2. Das sich differenzierende Feld der qualitativen Sozialforschung

Was hat sich in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung Neues getan? Einerseits so der Befund auf den ersten Blick – nur wenig: sie hat sich gut entwickelt und ausdifferenziert und dabei eine vielfältige und fruchtbare Praxis entwickelt (Mey 2018b; Bethmann 2019). Das zeigen auch die zahlreichen, in der Regel gut verkauften Einführungen in die qualitative/interpretative Sozialforschung (Flick et al. 2005; Flick 2007; Forschauer/Lueger 2009; Lueger 2010; Bohnsack 2014; Pryborski/Wohlrab-Sahr 2014; Lamneck/Krell 2016; Kleemann/Krähnke/Matuschek 2013; Rosenthal 2015; Reichertz 2016; Strübing 2018; Akremi et al. 2018; Baur/Blasius 2019; Donlic/Strasser 2020 – einen guten Überblick über die entsprechenden Methodenhandbücher findet man in Kunz 2018: 156ff.).

Einige Methoden haben sich etabliert, bestimmte Sichtweisen haben sich durchgesetzt und bestimmte Deutungen herrschen vor und über deren Einhaltung wachen auch die jeweiligen Erfinder*innen bzw. deren Schüler*innen – wenn auch mit nachlassendem Erfolg. Die Geschichte der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist also eine klare Erfolgsgeschichte – so scheint es auf den ersten Blick.

Andererseits hat sich, wenn man genauer hinschaut, ungefähr seit Beginn der 2000er Jahre sehr viel getan: Denn das Feld der qualitativen/interpretativen Sozialforschung hat sich in nur kurzer Zeit sehr stark ausdifferenziert – bedingt u.a. durch den *Generationenwechsel*, neue *Medien der Datenerhebung und Datenauswertung*, die *Datafizierung* fast aller Lebenswelten, neue *Theorieansätze* (innerhalb und außerhalb der qualitativen Sozialforschung), ein neues *Selbstverständnis* verbunden mit einem neuen Verständnis der Beforschten und die weitere *Internationalisierung* der Sozialforschung (ausführlich dazu Reichertz 2017; Schreier 2017).

Wurden bislang vor allem *Texte* als Ausdruck von kommunikativen Handlungen und subjektiven Deutungen von Welt und die (stillen wie bewegten) *Bilder* Gegenstand der Analyse, so ist die *aktuelle* Entwicklung der qualitativen/interpretativen Sozialforschung durch unterschiedliche, teils sich widersprechende, teils sich überschneidende Tendenzen gekennzeichnet: So werden zum Ersten mithilfe neuer Medien kommunikative Phänomene auf der *Mikro-* und *Nanoebene* mittels *Videos* und deren Analyse (Moritz 2014; Moritz/Corsten 2018) sichtbar, fixierbar und analysierbar (ausführlich dazu Reichertz 2016).

Zum Zweiten werden bei der Nutzung der neuen Medien (eigenständig) riesige Mengen von neuen und neuartigen Daten produziert (zur Besonderheit von *Big Data* siehe z.B. Reichert 2014; zum Prozess der *Datafizierung* siehe z.B. Breiter/Hepp 2018; Zuboff 2018). In einigen Handlungs-

feldern werden Daten automatisch mittels *Algorithmen* ausgewertet (zu einer solchen rechnerischen Konstruktion von Wirklichkeit siehe z.B. Seyfert/Roberge 2017) und niemand weiß so recht, wie man Algorithmen qualitativ oder gar interpretativ analysieren kann oder welche Daten man erheben sollte, um eine Theorie zu diesem Handlungsfeld konstruieren zu können oder ob man eine neue Form der Soziologie braucht (Seyfert 2019).

Zum Dritten werden neue *Gegenstände* wie Gerüche, Sounds, Stoffe, Berührungen, Atmosphären und Stimmungen als bedeutsam erkannt und untersucht (Kritzmöller 2015; Seyfert 2011; Sterne 2012). Zum Vierten erkundet man verstärkt die *Grenzen des Sozialen* und der *Kommunikation* (siehe Hitzler 2017, 2018; Lindemann 2002, 2009; Reichertz 2020b; Roth/Reichertz 2020). Zum Fünften interessieren sehr viel mehr als früher *Prozesse* und *übersituative* Entwicklungen (multisited ethnography, transequenzielle bzw. intersituationale Analyse, siehe Hirschauer 2014; Marcus 2016; Scheffer 2015; Keyser/Reichertz 2020). Und sechstens wird zunehmend der *Körper* als Mittel und als Gegenstand der Forschung genutzt:² Erfahrung schreibt sich in den *Körper* ein und der Körper wird genutzt, um bestimmte Erfahrungen zu machen (Wacquant 2010; Venkatesh 2015; Reichertz 2018, 2021).

Darüber hinaus lässt sich beobachten: Forschung wird (wieder) als *Kommunikation* mit den Beforschten angesehen (Breuer/Muckel/Dieris 2019; Bethmann 2019), weshalb einerseits ethische Verpflichtungen und Datenschutz gegenüber den Beforschten, andererseits aber die *Subjektivität* der Forschenden relevanter werden (Mruck /Breuer 2003; Roth/von Unger 2018). Forschung ist nicht mehr den Wissenschaftler*innen vorbehalten, sondern auch Künstler*innen sowie Privatunternehmen betreiben qualitative/interpretative Sozialforschung. Zudem werden immer öfter Nicht-Wissenschaftler*innen als *Ressource* für Forschung genutzt (Citizen Science, Crowd Science – siehe Franzen 2019). Relativ neu in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist, dass die Beobachteten selbst als eine Form von (notwendigen) *Experten*³ *kollaborativ* in die Forschung miteinbezogen werden (Markart 2017). Zudem fordert immer öfter die angemessene Analyse *interkultureller Daten* die qualitative/interpretative Sozial-

2 Natürlich ist der Körper/Leib in der Philosophie und der Soziologie schon lange Gegenstand der Forschung (Gugutzer 2004), aber in der qualitativen/interpretativen Sozialforschung ist er erst seit ein paar Jahren als Gegenstand etabliert.

3 So fordert Christine Bryden, selbst seit Jahren mit der Diagnose ‚Demenz‘ lebend: „Nothing about us without us!“ (Bryden 2015).

forschung heraus (Otten et al. 2009; Roth 2018; Schittenhelm 2017; Reichertz 2020a).

Außerdem verwischen die Grenzen zwischen den Ansätzen und Genres immer mehr. Es gibt nicht nur *mixed methods* (Kuckartz 2014; Baur/Kuckartz/Kelle 2017), die sich gerne selbst als drittes Paradigma zwischen quantitativer und qualitativer Forschung feiern. Darüber hinaus findet sich seit einigen Jahren auch (als neues viertes Paradigma) ein buntes *cross over*: diejenigen, die Methoden betreiben oder nutzen, kreuzen sich vielfältig und gehen unterschiedlichen Koalitionen miteinander ein. Kunst, (ganzheitliche) Selbsterfahrung, (Self-)Empowerment und militanter Anstoß gesellschaftlicher Veränderungen mischen sich mit der Wissenschaft – z.B. in so unterschiedlichen Ansätzen wie *Artistic Research* (Tröndle/Warmers 2012), *Arts Based Research* (Barone/Eisner 2011), *Evocative Autoethnography* (Ellis/Bochner 2016), oder die *Collective Autoethnography* in den *Romantic Science* (Degen et al. 2019; vergleichbar auch Henshaw 2014; Elliott/Culhane 2017; Howes 2018) oder *Militant Research* (Juris 2007; Russell 2015).

Zu dem bunten *cross over* gehört auch, dass nicht mehr nur Menschen die Handlungsträger sozialen Geschehens sind, sondern auch *Dinge*, *Praktiken* und *Artefakte*, weshalb immer wieder nach deren Handlungs- und Kommunikationsmacht gefragt wird (Schäfer/Daniel/Hillebrandt 2015; Lueger/Froschauer 2018). Befeuert durch die *Praxistheorie* (Schatzki/Knorr-Cetina/von Savigny 2000), die *Akteur-Netzwerktheorie* (Latour 2010), die Vorstellungen des *Neomaterialismus* (Bennett 2010; Barad 2012) und des *Posthumanismus* (Haraway 2003; Wolfe 2010) wird eine neue *postqualitative research* (St. Pierre 2011) ausgerufen, welche in der Lage ist, die Grenzen einer an die menschlichen Kognitionen (bei Forschenden und Beforschten) gebundenen Forschung zu überwinden.

Last but not least: Bei der Präsentation von Forschungsergebnissen wird zunehmend mit *performativen* Formaten (Film, Theater, Malerei, Lyrik etc.) experimentiert⁴ – um nur die wichtigsten Entwicklungen zu nennen (siehe auch Jones et al. 2009; Schreier 2017; Mey 2011, 2018a, 2020).

Um dieses und vieles andere mehr zu erfassen und zu analysieren, werden neue Methoden geboren, oft im Monatstakt. Das hat zu einer (neuen) Unübersichtlichkeit geführt, die besonders dann augenfällig wird, wenn man an Veranstaltungen wie dem *Berliner Methodentreffen* teilnimmt, oder wenn man die zentrale Online-Zeitschrift für qualitative Sozialforschung,

4 Und manchmal muss man auch zu Hause mitmachen, um den richtigen Zugang zum Geschriebenen zu verstehen – wie in den *Stretching Exercises* von Valerie Janesick (2015), das im Jahr 2015 in der vierten Auflage erschienen ist.